

Sind Wildtiere im Winter auf eine Fütterung durch Menschen angewiesen?

Biologische Aspekte zu einem kontrovers diskutierten Thema

Nach einer Serie milder Winter hatten Schnee und Kälte Graubünden in den letzten Wochen teilweise fest im Griff. Insbesondere in Hochlagen sind in diesem Winter überdurchschnittliche Schneemengen gefallen. Wiederkehrende Klimaextreme sind typisch für unsere Breitengrade. Obwohl sich die darin vorkommenden Tier- und Pflanzenarten optimal angepasst haben, können Extremereignisse Individuen an ihre Überlebensgrenze bringen und Bestände massgeblich reduzieren. Die Fütterung von Wildtieren erscheint auf den ersten Blick als einfache und sinnvolle Massnahme zur Überwindung harter Winter. Bei näherer Betrachtung ergeben sich durch die Fütterung aber erhebliche Probleme.

Wildtierbestände setzen sich aus unterschiedlichen Individuen zusammen – weiblichen und männlichen, jüngeren und älteren, stärkeren und schwächeren. Jedes Individuum in einem Bestand besitzt ein einzigartiges Erbgut. Im Gegensatz zu vom Menschen gezüchteten Tieren wird die Zusammensetzung von Wildtierbeständen im Wesentlichen von den vorherrschenden Umweltbedingungen gesteuert. Nur Individuen, die sich bewähren, pflanzen sich fort und geben ihr Erbgut weiter. Ausgewachsene, erfahrene und gut konditionierte Tiere besitzen die grössten Überlebenschancen. Jungtiere, Unerfahrene und schlecht konditionierte hingegen haben naturgemäss geringere Überlebenschancen. Die natürliche Auslese führt zur bestmöglichen Anpassung an die vorherrschenden Umweltverhältnisse.

Dank den natürlichen Ausleseprozessen haben unsere einheimischen Wildtiere faszinierende Lebens- und Überlebensstrategien entwickelt. So haben sie sich auch an die wiederkehrenden jahreszeitlichen Bedingungen angepasst. Paarung, Trächtigkeit, Geburt und Jungenaufzucht richten sich optimal an den normalerweise vorherrschenden Lebensraumbedingungen aus. Grosse Pflanzenfresser wie Rothirsch, Reh, Gämse und Steinbock fressen sich im Sommer beachtliche Fettreserven an. Diese nutzen sie im Winter auf möglichst sparsame Weise. Die Huftiere besitzen die Fähigkeit, im Hochwinter (d.h. ab etwa Ende Dezember) ihre Körperfunktionen massgeblich zu reduzieren. Neben dem Grundstoffwechsel wird auch die Grösse einzelner Organe markant herabgesetzt. Statt bei den kalten, nahrungsarmen Bedingungen die Nahrungsaufnahme zu intensivieren, wechseln die Tiere im Verlauf des Winters in einen überlebenswichtigen Energiesparmodus.

Damit diese Anpassungsmechanismen zum Tragen kommen, sind die Tiere auf eine passende Lebensraumsituation angewiesen. Im Sommer muss der Zugang zu ausreichender und guter Nahrung vorhanden sein, damit beispielsweise die Jungenaufzucht, das Anlegen von Fettreserven und bei männlichen Rothirschen der Geweihaufbau gewährleistet werden können. Diese Bedürfnisse können in vielen Sommerlebensräumen meist hinreichend gedeckt werden. Im Gegensatz zum Sommer mangelt es im Winter jedoch an geeigneten Lebensräumen. Deshalb bestimmen gerade in Bergregionen die Wintereinstände über die möglichen Wildtierbestände. Wildruhezonen können die Qualität geeigneter Winterlebensräume massgeblich verbessern, indem sie die darin lebenden Wildtiere effektiv vor Störung durch den Menschen bewahren. Um die Konkurrenzverhältnisse zwischen den Tieren zu minimieren, wird zudem eine möglichst gute räumliche Verteilung angestrebt.

Wildtierfütterungen – seien sie geplant oder spontan initiiert – laufen den natürlichen Anpassungsstrategien unserer einheimischen Huftiere in vielerlei Hinsicht zuwider. Sie können die Wildtiere aus ihren natürlichen Winterlebensräumen in Siedlungsnähe locken und dort zu grösseren Ansammlungen führen. Dies erhöht den sozialen Stress zwischen den Wildtieren, wobei davon insbesondere rangniedrige Individuen betroffen sind. Die Nähe zu menschlichen Siedlungen bedeutet eine zusätzliche Stressbelastung. Stress erhöht den Energiebedarf, ebenso wie eine unsachgemässe Fütterung. Da die Verdauung wildlebender Huftiere im Winter auf sehr energiearme, faserreiche Pflanzennahrung ausgerichtet ist, können energiereiche Nahrungsquellen wie beispielsweise Silage oder verrottender Kompost sogar zu lebensbedrohlichen Verdauungsstörungen führen. Trotz zusätzlichem Futter kann die Energiebilanz für Wildtiere deshalb negativ ausfallen. Durch künstlich erzeugte Ansammlungen stehen Wildtiere zudem vermehrt in Kontakt zueinander, was die Übertragung

diverser Krankheiten begünstigt. In Siedlungsnähe ergibt sich zudem ein erhöhtes Risiko zur Übertragung von Krankheiten zwischen Nutz- und Wildtieren. Überdies ist hier die Gefahr von Verkehrsunfällen erhöht.

Aus ökologischer, aber auch aus epidemiologischer Sicht macht ein Fütterungsverbot, wie es seit diesem Winter im Kanton Graubünden in Kraft getreten ist, Sinn. Allfällige Notfütterungen sind als Ausnahmen gedacht und haben das Ziel, die Wildtiere in ihren natürlichen Winterlebensräumen zu halten und eine Abwanderung in siedlungsnahen Gebieten zu unterbinden. Wildruhe-zonen und andere Lenkungs-massnahmen sollen möglichst ungestörte und natürliche Überwinterungsbedingungen schaffen. Dies, damit die Wildtiere ihre erworbenen Anpassungsstrategien in vollem Masse anwenden und weiterentwickeln können.

Während milde Winter wenige Abgänge erfordern und damit zu wachsenden Wildtierbeständen führen, haben harte Winter einen regulatorischen Effekt: Die Bestände werden so den längerfristig vorherrschenden Lebensraumbedingungen angepasst. Wächst ein Wildtierbestand während einer Serie milder Winter stetig an, kann der Bestandseinbruch in einem einzigen harten Winter gravierend sein. Jäger und Jagdplaner haben sich mit einem zweistufigen Bejagungskonzept und teilweise mit Rekordabschusszahlen bemüht, die Wildtierbestände bestmöglich an die vorhandenen Lebensräume, insbesondere an die limitierenden Winterlebensräume, anzupassen. Grossraubtiere leisten im Kanton gebietsweise einen ergänzenden Beitrag zur Bestandsregulation bei Huftieren.

Ganz ausschalten lassen sich Abgänge im Winter damit aber nicht, zumal klimatische und ökologische Prozesse nicht nach absoluten Konstanten funktionieren. Auch wenn entsprechende Einzelschicksale tragisch sind, erfüllt diese Form der natürlichen Bestandsregulation aus biologischer Sicht einige wichtige Funktionen. Neben der Reduktion der Bestände auf die längerfristig vorherrschenden Lebensraumbedingungen ist hier insbesondere die natürliche Auslese der am besten angepassten Individuen massgebend. Das Sterben ist ein Bestandteil der Natur und schafft vielfach die Grundlagen für neues Leben. Denken wir da beispielsweise an den Bartgeier, welcher seine Jungtiere im Spätwinter aufzieht, um sie mit den zahlreichen Überresten toter Wildtiere zu füttern. Wir Menschen sind dazu angehalten, unsere meist subjektive Sicht auf die Natur einem integralen Verständnis weichen zu lassen.

Für den Arbeitskreis der Bündner Wild- und FischereibiologInnen,

Dr. Flurin Filli

Parc Naziunal Svizzer, 7530 Zernez, filli@nationalpark.ch / 079 793 84 20

Dr. Claudio Signer

Wildtiermanagement WILMA / ZHAW, 8820 Wädenswil, claudio.signer@zhaw.ch / 058 934 53 89